

Warnung vor dem Texte

Thomas Kropf, 10. Sims-Tagung, 17. Januar 2018

Zu den deprimierenden Dingen im Leben eines schriftlichen Textes gehört der Umstand, dass es ihn ohne den Leser oder die Leserin nicht gibt; dass der Text ohne sie nichts ist als Druckerschwärze auf einem weissen Blatt Papier – oder ein sanftes Flimmern auf dem Bildschirm. Ohne Leser, ohne Leserin – kein Text. Und das gilt für jede Art von Text: Es gilt für die Zeitung, die es früher oder später nicht mehr gibt, wenn sie niemand mehr liest. Es gilt für das Manuskript der Autorin, das vielleicht nicht einmal gedruckt wird, wenn sie keinen Verleger findet, der ihren Text ein erstes Mal liest – sozusagen stellvertretend für ein möglicherweise grosses Publikum. Es gilt für den Text, der im Unterricht entsteht – oft eine Mischung aus gutgemeinter Anleitung durch die Lehrerin und Selbstüberwindung seitens des Schülers. Und es gilt auch für den gesprochenen Text, den flüchtigen. Auch für ihn gilt, wie für alle andern Texte: Ohne jemanden, der ihn hört, oder liest, gibt es ihn nicht.

[Folie:] Texte allein existieren nicht.

Texte allein existieren nicht.

Selbstverständlich – aber das leuchtet auch eher ein – selbstverständlich braucht der Text auch jemanden, der ihn schreibt – oder der ihn spricht. Sonst existiert er auch nicht. Aber das scheint irgendwie logischer.

Das andere ist nicht ganz so logisch. Weshalb soll es den Text nicht geben ohne jemanden, der ihn liest? Wohl deshalb, weil wir uns nicht damit zufriedengeben, Druckerschwärze auf Papier zu deuten als: Druckerschwärze auf Papier. Die Regelmässigkeit der Zeichen schön zu finden, genügt uns nicht – oder nur ganz selten: Etwa dann, wenn wir vor einem mittelalterlichen Klostertext stehen oder einer arabischen Kalligraphie, nichts verstehen, und doch denken: Das ist schön. Aber eben: Normalerweise genügt uns das nicht. Normalerweise geben wir uns mit der Form allein nicht zufrieden. Wir wollen mehr. Wir wollen von einem Text auch einen Inhalt. Und da wird's eben schwieriger.

Die Frage ist ja: Wie kommt der Inhalt in die Schrift hinein. Da können wir sagen: wer den Text geschrieben hat, hat den Inhalt in die Schrift gelegt. Dem könnten wir ja mal – provisorisch – zustimmen. Die nächste Frage ist dann aber: wie komme ich, als Leser oder Hörerin, an diesen Inhalt heran?

Wenn ich es gelernt habe, dann weiss ich: Diese Schrift: das sind Wörter, und Sätze. Und diese Wörter und Sätze, sie stehen für etwas anderes, sie sind Stellvertreter für etwas, was gar nicht da ist. Sie sind Stellvertreter für den Inhalt. Sie deuten auf den Inhalt hin. Oder genauer: auf das, was jemand gemeint hat. Nur: die Annäherung an den gemeinten Inhalt hat etwas – Vages. Weil: Individuelles. Was jemand meint, und was ich verstehe: das deckt sich nicht. Nicht ganz. Nie ganz.

Wenn es aber so ist, dass das Gemeinte und das Verstandene nicht deckungsgleich sind – nie ganz deckungsgleich sind... dann... ja dann frage ich mich, was momentan in Ihren Köpfen geschieht. Und es beunruhigt mich, weil ich es nicht weiss. Gleichzeitig ist diese Unruhe – erträglich. Denn einerseits vertraue ich darauf, dass Sie sich schon einen Reim machen werden auf das, was ich sage. Und andererseits weiss ich: Mehr kann ich nicht erwarten. Denn was ich sage, ist lediglich ein Angebot – zum Verstehen. Es sind Wörter, Sätze, gesprochen, denen *Sie* Sinn geben. Ich natürlich auch ein bisschen. Aber vor allem auch Sie. Es geht nicht anders; es muss so sein. Und deshalb gilt auch:

Mein Text gehört nicht mir. Dein Text gehört nicht Dir.

Mein Text gehört nicht mir.

Die Person, die einen Text hört, einen Text liest, re-konstruiert in einem gewissen Sinn den gemeinten Inhalt dieses Textes. Das heisst dann aber auch: ich verstehe nicht *den* Text. Ich verstehe auch nicht, was der andere damit gemeint hat. Ich verstehe nur, was *ich*, in *diesem Moment*, in diesen Text lege. Ich verstehe *mich*, gespiegelt in diesem Text, in diesem Stück Sprache. Das mag dem, was gemeint war, nahe kommen. Es kann aber auch weit davon entfernt sein. Grundsätzlich aber gilt:

**Ein Text ist nicht zuletzt ein Spiegel meiner selbst.
(Auch wenn ich 'verstehe': es ist nicht das, was gemeint war.)**

Ein Text ist nicht zuletzt ein Spiegel meiner selbst.

Auch wenn ich 'verstehe': Es ist nicht genau das, was gemeint war.

Natürlich heisst das nicht, dass wir einander überhaupt nicht verstehen. Wir können unser Verstehen auch überprüfen, können nachfragen: Hast Du das so gemeint? Ich habe dies verstanden, ist das richtig? Das geht allerdings nur dann, wenn wir nachfragen können. Oft können wir aber nicht nachfragen. Und manchmal könnten wir es zwar, wollen es aber nicht: gerade LehrerInnen korrigieren zuweilen Texte, die anonymisiert worden sind. Da verzichten wir bewusst auf Wissen, das zur Interpretation eines Textes hilfreich sein könnte. Und schauen auf den Text, in den Spiegel, in dem das Bild der Lehrerin verschwimmt mit demjenigen des anonymen Schülers.

Und noch etwas: Wenn es stimmt, dass Text-Inhalte nicht felsenfest im Text selbst begründet liegen, sondern Gemeintes und Verstandenes etwas Individuelles sind, dann sollte es auch ein Verhalten nicht geben, das gerade in Mode zu sein scheint: Jemand sagt zu jemand anderem: Du hast mich beleidigt. Antwortet der andere: nein, ich habe dich nicht beleidigt. Und es kontert der eine: Doch, ich fühle mich beleidigt, also hast du mich beleidigt.

Doch kommen wir jetzt zur Frage nach der *Qualität* von Texten.

Wenn wir sagen, das ist ein guter Text – oder das ist ein schlechter Text –, dann sagen wir also vielleicht etwas über den Text; wir sagen vielleicht auch etwas über die Person, die den Text geschrieben oder gesprochen hat; wir sagen aber ganz sicher etwas über uns selbst aus. *ich* habe einen Text gut oder schlecht gefunden; aufgrund *meines* Wissens bin ich zu dieser Einschätzung gekommen, aufgrund *meiner* Erfahrungen, *meiner* Kriterien zur Qualität eines Textes.

Ein solches Qualitätskriterium könnte sein:

Kriterium 1: Ist der Text korrekt?

Ist der Text 'korrekt'?

Was richtig ist und was falsch, das steht in der Regel in Regelwerken; im Duden zum Beispiel. Das macht dieses Kriterium auch so einfach für die Schule: Die Rechtschreibung eines Textes zu korrigieren ist fast so einfach wie das Korrigieren einer Mathematik-Aufgabe.

Ein kleines Aber will ich aber doch noch anfügen, gerade in diesem Rahmen. Aber auch nur als Randnotiz. Kommt man als Migrantin, als Migrant in die Schweiz, ist die Sprache wichtig. Man soll sich schnell verständigen können. Das sagen alle. Es sagen aber auch alle: Die deutsche Sprache zu lernen ist nicht ganz einfach. Was ich nicht verstehe: Weshalb ist es wichtig, dass jemand aus Afghanistan ganz am Anfang schon lernt, wie die deutschen Verben konjugiert werden – samt Unregelmässigkeiten? Weshalb ist es wichtig, dass jemand aus Syrien auf Niveau A2 lernt, dass es heisst: Die Nullgradgrenze liegt auf 2000 MeterN, aber: Die Nullgradgrenze steigt auf 2000 Meter, ohne N? Ist das zu diesem Zeitpunkt wichtig?

Richtig ist schon wichtig – aber vielleicht nicht immer gleich wichtig.

Richtig ist schon wichtig – aber vielleicht nicht immer gleich wichtig.

Soviel zum Kriterium: Richtig oder falsch.

Wir können bei einem Text immer auch fragen – und das wäre ein nächstes Kriterium:

Kriterium 2: Ist der Text verständlich?

Ist er verständlich? Und da könnten wir zum Beispiel sagen: Je verständlicher ein Text ist, desto besser ist er. Und nachdem vorhin davon die Rede war, dass sowieso alle einen Text so verstehen, wie SIE können und wollen, müssten wir – genauer – sagen: Je mehr Leute sagen: Ich habe den Text verstanden – was auch immer das dann heissen mag –, desto besser ist der Text. Das lässt sich messen. Und es liesse sich auch sagen, woran Verstehen scheitert. An Wörtern, die man nicht kennt, an Anspielungen, die man nicht erkennt, an Brüchen in der Entwicklung von Gedanken. Zum Beispiel.

Ich habe einen grossen Teil meines Berufslebens auf der Nachrichtenredaktion von Radio DRS verbracht, beziehungsweise heute Radio SRF. Da ist Verständlichkeit eines der höchsten Ziele, und es sind sich auch immer alle einig: Man soll, man muss sie verstehen, die Nachrichten. Und da haben wir uns immer und immer wieder gefragt: Ist das verständlich, was wir da schreiben und dann ins Mikrofon sprechen; zu einem äusserst gemischten Publikum, das von den Jüngsten reicht bis zu den Ältesten, vom Búezer bis zur Professorin. Wir haben uns immer wieder gefragt – und die Nachrichtenleute tun es immer noch: Ist das verständlich? Was kann man als Vorwissen voraussetzen bei einem bestimmten Thema? Welche Wörter kann man brauchen? Wie viel an Information in einen Text pa-

cken, damit er nicht zu dicht gepackt ist? Weiss das Publikum, zum Beispiel, was die Vereinigte Bundesversammlung ist? Nein, nicht so viele. Weiss das Publikum, wer Ronald Reagan war? Viele wissen es nicht. Aber wissen sie, was die NEAT ist? Nein, auch nicht alle. Was ist für ein grosses Nachrichten-Publikum verständlich?

Jemand schreibt diese Texte, diese Nachrichtentexte. Um sie auf ihre Verständlichkeit hin zu prüfen, haben wir sie lange Zeit jemandem zum Gegenlesen gegeben. Bis wir gemerkt haben: wir sind beim Gegenlesen viel zu gnädig. Wir lesen mit unseren lesenden Augen, statt zu hören mit den Ohren, wie es alleine richtig ist beim Radio. Ohren verstehen oft weniger gut als Augen. Also haben wir das Gegenhören eingeführt. Verständlich schreiben ist nicht einfach.

Verständlich schreiben heisst: arbeiten.

Verständlich schreiben heisst: Arbeiten.

Wir haben uns auch darüber gestritten, wie ein Text aufgebaut sein sollte, damit er möglichst gut verständlich ist. Ist das vielleicht gut?

Audio: *"Bei der Verlagerung des Güterverkehrs auf die Schiene sei der unbegleitete kombinierte Verkehr die zukunftsweisende Lösung. Die rollende Landstrasse, bei der ein ganzer Lastwagen samt Zugfahrzeug und Chauffeur auf die Bahn verladen werde, sei nicht das richtige Konzept. Zu diesem Schluss kommt eine Studie, die heute in Bern den Medien vorgestellt wurde. Die rollende Landstrasse könne höchstens eine flankierende Zusatzmassnahme sein. Als Strategie führe die rollende Landstrasse wirtschaftlich, volkswirtschaftlich und ökologisch aufs Abstellgeleise."*

Oder ist das verständlicher?

Audio: *"Wie bringt man die Güter am besten von der Strasse auf die Schiene? Mit der 'rollenden Landstrasse', meinen die einen: da wird der Lastwagen samt Chauffeur auf die Bahn verladen. Mit dem 'unbegleiteten kombinierten Verkehr', meinen die andern: da geht nur die Packung des Wagens mit, ohne Fahrzeug, ohne Chauffeur. Eine Studie kommt nun zum Schluss, dass die zweite Variante, also der unbegleitete kombinierte Verkehr, die richtige Lösung sei - und zwar wirtschaftlich wie vom Umwelt-Gedanken her."*

Gleicher Inhalt, andere Form. Wenn man die beiden Nachrichten einem Publikum vorspielt – wie jetzt eben –, dann sagen in der Regel 90 Prozent: Klar, die zweite Variante: Da hab ich mehr verstanden. Aber: Es gibt im Publikum immer die restlichen 10 Prozent. Und die sagen: Mag schon sein, dass die zweite Variante verständlicher ist. Ich möchte aber trotzdem lieber die erste hören in den Nachrichten; denn die tönt mehr nach Nachrichten. Vielleicht sagen sich diese Hörerinnen und Hörer: Ich versteh's zwar nicht; aber die, die beim Radio, die verstehen's ja. Die tönen schon so kompetent. Mir ist wichtiger, ich glaube ihnen, als dass ich sie verstehe. Der verständlichere Text ist für sie also nicht der bessere Text, sondern der schlechtere.

Wenn wir also unser Kriterium der Verständlichkeit heranziehen, wonach ein Text dann gut ist, wenn er verständlich ist für möglichst viele, so müssten wir sagen – zumindest für einen Teil des Radiopublikums:

Manchmal ist ein schlechter Text ein guter Text.

Manchmal ist ein schlechter Text ein guter Text. Oder:

Manchmal ist bei einem Text glauben wichtiger als verstehen.

Manchmal ist bei einem Text Glauben wichtiger als Verstehen.

Verständlichkeit ist im Leben denn auch nicht immer das oberste Ziel. Manchmal kommen Texte eher wie Nebelpetarden daher. Und das ganz bewusst. Mehr verhüllend als andeutend. Eine gewisse Meisterschaft in dieser Kunst haben Finanzfachleute entwickelt. Das ist vielleicht kein Zufall. Haben Sie die gemeisselten Sätze des Chefs der Europäischen Zentralbank, Mario Draghi, noch im Ohr? Er wolle den Euro retten, "whatever it takes", koste es, was es wolle. Was meinte er genau, damals? Der Satz, gesprochen 2012, hallt nach, bis heute. Was meint er heute?

Niemand weiss so genau, was die Chefs der Notenbanken eigentlich meinen, wenn sie sprechen. Nur eines ist klar: auch um solche Sätze ringen in der Regel eine Menge von Leuten, sie tun alles, damit aus dem Nebel nicht doch noch etwas allzu konturhaft heraussticht. Notenbankchefs, Notenbankchefinnen sind Orakel der Neuzeit, man legt ihre Worte auf die Goldwaage, deutet sie, mutmasst, was sie haben sagen wollen; und weiss nie genau, woran man ist. Und die Kurse an den Börsen steigen und die Kurse sinken, und niemand weiss weshalb. Die Finanzanalysten sagen bedeutungsschwangere Sätze, um Dinge zu erklären, die man vielleicht gar nicht erklären kann, aber trotzdem erklärt haben will – auch wenn man sie nicht versteht, die Erklärungen. Und kaum jemand sagt einmal: "Halt, das habe ich nicht verstanden."

Und dann gibt's noch die Sätze, bei denen man sich zuerst die Augen reibt, und einem erst allmählich dämmert, was sie bedeuten. Etwa diesen Satz:

Audio: *"Ständige Ausreisen können über alle Grenzübergangsstellen der DDR zur BRD beziehungsweise zu Berlin-West erfolgen. Damit entfällt die ständige Ausreise über Drittstaaten."*

Das war im Staatsfernsehen der DDR zu hören am Abend des 9. November 1989 – und am andern Morgen – war die Berliner Mauer weg. Das war ursprünglich nicht so gemeint. Aber es wurde so verstanden. Und für sehr viele war das ein sehr guter Text.

Texte wirken – im Grossen und im Kleinen.

Texte wirken – im Grossen, aber auch im Kleinen.

Texte machen etwas mit einem. Wenn man das Wirken kleiner Texte beobachten will, lohnt sich ein Blick auf – Visitenkarten. Da steht manchmal drauf: Kundenberaterin. Da ist man beruhigt, weiss, was die Frau macht. Aber es steht auf der Visitenkarte manchmal auch: Product Genius. Product Genius. Das hat Vorteile für alle Beteiligten: Erstens ist es Englisch – das ist cooler als Deutsch. Zweitens ist es

– im Vergleich etwa zu 'Kundenberaterin' – viel weniger fassbar; das regt die Phantasie an. Und drittens: Es dürfen sich alle gut fühlen: Wenn ich – zum Beispiel bei BMW – in den Autopalast eintrete, der freundliche jungen Mann überreicht mir als erstes seine Visitenkarte, und ich lese darauf: Product Genius, dann geht es mir gut. Ich weiss: Der Kerl weiss alles, der Kerl kann alles, und was er sicher nicht tun wird: mir einfach ein Auto andrehen, wie es ein 'Verkäufer' tun würde. Und wie geht es ihm wohl mit seiner Visitenkarte? Wie würde es Ihnen gehen, wenn Sie am Morgen aufwachen und als erstes jeden Tag denken können: Ich bin ein Genie!?

Es gibt Texte, die sind, wenn's gut geht, verständlich – und wollen nicht mehr und sollen nicht mehr. Gebrauchsanweisungen etwa, oder eben: Nachrichten. Und dann gibt es Texte, die können einem, wenn es gut geht, die Tränen in die Augen treiben. Nicht, weil man sie so gut verstehen würde. Sondern einfach nur, weil sie schön sind.

Kriterium 3: Ist der Text schön?

Ein Kriterium, Texte zu beurteilen, kann deren Schönheit sein, deren Attraktivität.

Der letzte Präsident der USA, Barack Obama, hat ein paar schöne Reden gehalten. Wir hören 2 Minuten in eine hinein. Es ist später Abend des 4. November 2008, wir sind auf einem grossen Platz in Chicago, mitten in einer Veranstaltung, der Mann ist soeben zum Präsidenten der USA gewählt worden.

Video: Barack Obama, 4.11.2008

<https://www.youtube.com/watch?v=CnvUUauFJ98>. / Ausschnitt: Minute 14:57 bis 17:18

Vielleicht versteh ich bei dieser Rede nicht alles, weiss nicht, was es auf sich hat mit diesen Bussen in Montgomery. Aber dieser Text ist so voller Sprachklang, rhythmisch so durchgestaltet auf die Wahlparole hin, dass man fast den Eindruck hat, der Mann rezitiere ein Gedicht. Es kommt so leichtfüssig daher, dass man gar nicht merkt, wie viel Arbeit in der Rede steckt. Man überhört schnell einmal all die rhetorischen Stilmittel, die parallel gebauten Bilder und Sätze, und ahnt sie doch. Es kommt so eindringlich daher, und der Redner schaut das Publikum an, und man merkt gar nicht, dass er gar nicht das Publikum anschaut, sondern den Teleprompter, von dem er abliest. Und trotzdem:

Texte sind manchmal gut, weil sie schön sind.

Texte sind manchmal gut, weil sie schön sind.

Hier zeigt sich etwas – im grösseren Rahmen einer Rede –, was man auch im Kleinen antreffen kann: Manchmal äussert sich die Attraktivität eines Textes gerade darin, dass man nicht sofort alles bis ins Letzte versteht; dass es Interpretationsräume gibt; dass man manchmal etwas erst auf den zweiten Blick erkennt.

Zu den Text-Miniaturen gehört etwa – neben der Nachricht und der Visitenkarte – die Schlagzeile. Zum Beispiel die hier:

"Und sie bewegt sich doch: die katholische Kirche rehabilitiert Galileo Galilei."

Auf den ersten Blick glasklar: Die katholische Kirche rehabilitiert den Galilei und zeigt damit, dass sie nicht so unbeweglich ist, wie viele sagen. Einziger Schönheitsfehler: Man weiss nicht sofort, wer 'sie' ist im ersten Teil der Schlagzeile, die Auflösung kommt erst nach dem Doppelpunkt: Die Kirche. Hätte man diese Unschärfe nicht vermeiden können? Gleich zu Beginn sagen: 'Die Kirche'? Natürlich hätte man – und hätte damit alles verpatzt. Das Zitat Galileis: "Und sie bewegt sich doch" – die Erde, rund um die Sonne, und nicht umgekehrt, wie es die Kirche wollte. Dieses 'sie' im ersten Teil hat also zwei Anknüpfungspunkte: die Kirche und die Erde. Wer die Mehrdeutigkeit erkennt, gewinnt aus dem eigenen Wissen um das Galilei-Zitat eine Art Bonus-Befriedigung. Und wer die Mehrdeutigkeit nicht erkennt, ist ebenfalls zufrieden, weil die Schlagzeile verständlich ist, auch wenn man das Zitat nicht kennt.

Dieses Wissen um das Zitat Galileis führt uns zu einem Nächsten:

Jeder Text hat einen Rahmen.

Jeder Text hat einen Rahmen.

Wir haben gewisse Vorstellungen von etwas, noch bevor wir uns richtig darauf einlassen. Das hilft uns, etwas Neues einzuordnen. Aber es macht uns auch immun gegen Überraschungen.

Neue Zürcher Zeitung

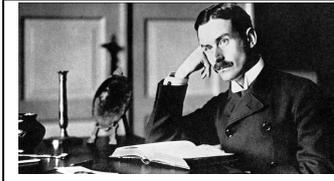
Sie wissen: Da liest man Fundiertes – aber auch Abgehobenes.

Blick

Hier ist es weniger fundiert, aber auch weniger abgehoben.



Herr Trump hat für viele schon verloren, bevor er den Mund aufmacht.



Und Herr Mann braucht den Mund gar nicht aufzumachen, wir wissen schon: Das ist wahre deutsche Literatur.

Viele Texte sind gut oder schlecht, bevor wir sie gelesen – oder gehört haben. Das ist nicht zwingend so, aber nahe liegend. Wir alle bringen im Umgang mit Texten unser Wissen ein, unsere Erfahrungen. Das hilft. Aber nicht nur. Und so ist es wie bereits erwähnt: Ich verstehe ein wenig den Text, ein wenig vielleicht die Person dahinter; ich verstehe aber in erster Linie mich selbst, gespiegelt in diesem Text, in meinem Wissen.

Und wenn das so ist, dann sollten wir uns auch nicht wundern, wenn ein Text auf unterschiedlichste Art ausgelegt wird. Und es sollte uns auch nicht wundern, wenn sogar das eigene Verstehen – volatil ist, sozusagen. Wenn der Rahmen sich ändert, dann ändert sich auch das Verstehen.

Sie erinnern sich vielleicht an die Debatte um Günter Grass: 1999 der Nobelpreis für Literatur, 7 Jahre später die Forderung, er solle den Preis zurückgeben. Der Grund: Er hatte bekannt, dass der Nationalsozialismus auch an ihm nicht spurlos vorbeigegangen war. Der gestern noch gefeierte Autor war jetzt einer, dessen Bücher viele nicht mehr lesen wollten. Dabei waren die Bücher immer noch die gleichen. Die Zeiten ändern sich. Und wir sehen:

Aus einem guten Text kann auch mal ein schlechter Text werden.

Aus einem guten Text kann auch mal ein schlechter Text werden.

Das Gegenteil gibt es natürlich auch: dass aus einem schlechten Text plötzlich ein guter wird.

Man kann sich auch täuschen – beim Lesen und beim Hören. Einen schönen Fall hat Gottfried Keller beschrieben in der Erzählung 'Die missbrauchten Liebesbriefe'.

Nicht in die Literatur eingegangen ist eine Episode, die noch nicht so lange her ist:

Stellen Sie sich vor: Sie sind Lehrerin, Lehrer in einer Gymnasialklasse, Fach Deutsch. Die Aufgabe für die Klasse war: Alle wählen einen Schriftsteller, eine Schriftstellerin, bereiten einen Vortrag vor. Heute ist ein Schüler dran – nennen wir ihn Felix –, der sich Musil ausgesucht hat. Er beginnt mit dem Vortrag, liest dann ein Gedicht – von Musil – vor und lässt die Klasse interpretieren. Die macht artig mit, auch der Lehrer ist angetan, beteiligt sich an der Auslegung des Gedichts. Das Ganze läuft prächtig, bis sich jemand in der Klasse meldet und sagt: "Ich finde das Gedicht einen totalen Schrott. Sowas könnte ja jeder schreiben." Stille. Dann sagt Felix: "Du hast vollkommen recht. Das könnte jeder schreiben. Dieses Gedicht habe ich selber geschrieben, diese Nacht, als ich auf dem Bahnhof auf den Zug warten musste." So. Sie sind der Lehrer, die Lehrerin. Was tun sie jetzt? Das tiefeschürfende Gedicht eines Autors von Weltruf hat sich verwandelt in den banalen Einfall eines Jünglings aus dem Schweizerischen Mittelland. Der Rahmen hat sich verschoben, der Text ist der gleiche geblieben und

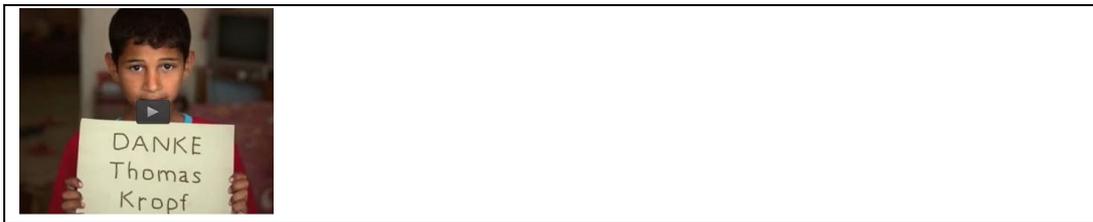
doch ein anderer geworden. Aus einem guten Text ist ein schlechter Text geworden. Und der Schüler Felix hat eine ungenügende Note bekommen.

Hier sind wir bei der Frage – und auch das kann ein Kriterium sein zur Einschätzung eines Textes:

Kriterium 4: Ist der Text 'wahr'?

Wie wahr ist ein Text.

Das Kinderhilfswerk Unicef hat sich vor einiger Zeit mit einer weit gestreuten Mail-Aktion bei Leuten gemeldet, die etwas gespendet haben.



Einstieg zu einem Video war dieses Bild. Ich bin vielleicht etwas streng, aber dass ausgerechnet ein Kinderhilfswerk Kinder für solche gefälschten Bilder einsetzt, scheint mir doch seltsam: Die ganze Inszenierung – nicht zuletzt mit dieser krakeligen Kinderschrift – soll Echtheit und Engagement zeigen. Doch das Gegenteil ist der Fall: Alles ist das Gegenteil von echt. Das Bild lügt: Der Text ist nicht 'wahr'. Der Bub dankt nicht mir, der Text ist nicht sein Text. Er hat gar nichts geschrieben, sondern nur ein weisses Blatt vor sich hingehalten – auf das später Zehntausende von Namen montiert wurden, von einer Maschine. Eine maschinengenerierte Botschaft, Inbegriff des Unpersönlichen – für einen ganz persönlichen Dank. Ich weiss nicht, wie es Ihnen geht; mich irritiert so etwas. Jedenfalls würde ich sagen:

Texte sind manchmal nicht das, was sie vorgeben zu sein.

Texte sind manchmal nicht das, was sie vorgeben zu sein.

Wir sind bei unserem kleinen tour d'horizon zum Schluss bei der Maschine angelangt. Denn es ist ja schon so, beim Texten:

Manchmal mischt auch die Maschine mit.

Manchmal mischt auch die Maschine mit.

Die Maschinen können ja schon recht viel. Das denke ich immer, wenn ich einen elektronischen Text bekomme, der unterschrieben ist mit: "Von meinem iPhone gesendet". Ich bin dann nie ganz sicher, ob der Satz meint: Der Absender hat das von seinem Smartphone aus gesendet; oder ob der Satz meint: Das Smartphone selbst hat die Nachricht gesendet. Der Satz lautet: "Von meinem iPhone gesendet". Aber wie auch immer. Vor nicht allzu langer Zeit habe ich folgende Nachricht bekommen:

**"Ich hab grad so gar keine Muse gehabt einen Text zu überlegen.
Aber vergessen Handbuch es nicht."**

Sie kennen das wohl alle: Sie schreiben auf Ihrem kleinen Wunderding etwas, und das Wunderding funkt Ihnen immer wieder dazwischen. Macht aus der 'Musse' eine 'Muse' und aus dem 'hab ich' ein 'Handbuch'. Das liest sich dann ein wenig wie Nonsense-Poesie.

Aber was heisst das dann für uns, wenn die Maschine mitschreibt. Nach dem selbstfahrenden Auto kommt uns da jedenfalls die selbstfahrende Sprache entgegen. Die Maschine bietet uns Textbausteine an für unsere kleinen Botschaften und unsere Mails. Und wenn wir nicht aufpassen, so bietet sie uns die Bausteine nicht nur an, sie zwingt sie uns auf. Sie schaut dafür, dass die Rechtschreibung stimmt, nimmt uns den Weg zum Duden ab. Sie macht unsere Wörter fertig, kaum haben wir die ersten Buchstaben gesetzt. Das ist alles sehr hilfreich, nimmt uns Arbeit ab und erspart uns gedankliche Anstrengung. Und trotzdem stellt sich die Frage: Wer schreibt denn da eigentlich mit? Wer denkt mit? Und wie viel an sprachlichem Wissen, an gedanklicher Anstrengung wollen wir wirklich auslagern, an die Maschine outsourcen – oder an die Herren Microsoft und Google oder wen auch immer? Wir setzen die Maschine ein, damit etwas 'gut' wird. Könnte es sein, dass wir darob gar nicht merken, wie wir selbst, gerade dadurch, schleichend 'schlechter' werden? Teile unserer Sprache verlieren?

?

Texten ist nicht zu trauen. Oder mindestens nicht immer. Sie sind oft unberechenbar. Schillernd. Manchmal sind sie gar nicht das, wofür wir sie im ersten Augenblick halten. Man glaubt, den Text zu fassen – und fasst am Schluss sich selbst. Im Umgang mit Texten – und auch bei der Arbeit mit Texten – ist Vorsicht geboten. Man sollte sich hüten vor zu grosser Selbstgewissheit: Es könnte auch alles ganz anders sein. In diesem Sinn: Hüten Sie sich vor dem Texte!

Warnung vor dem Texte!